

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 14

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

14

Es garte in der Stadt, das war nicht zu verkennen. Die beiden Miner, die eine Runde durch verschiedene Trinkhäuser gemacht, hatten es beobachtet und teilten es den anderen in Schmidts Blockhütte mit.

„Ich denke, den Urhebern wird es bei der Stimmung, die jetzt in der Stadt herrscht, nicht allzu wohl sein“, sagte der eine.

„Den Urhebern!“ wiederholte Schmidt verächtlich, indem er mit unnötiger Heftigkeit seine Pfeife auf einem Emailleteller ausklopfte, der vor ihm auf dem Tische stand. „Wer sind die Urheber? An die wirklichen kommen wir nicht heran. Wer regiert denn das Land hier? Doch nicht etwa die Herren in Ottawa? Die werden auch nur geschoben und dürfen tun, was die großen Interessen ihnen vorschreiben.“

„Das wollen wir abwarten“, entgegnete Escher. „Lassen Sie uns erst das nächste tun und ihre Werkzeuge feststellen. Wer ist zum Beispiel dieser Mike O'Sullivan, der mir meinen Claim gestohlen hat?“

Einer der fremden Miner kannte ihn.

„Ein Irländer. Ein ziemlich verkommenes Subjekt. Drückt sich meist hier in der Stadt herum, ist öfter betrunken als nüchtern und für ein paar Dollars zu allem zu haben, ausgenommen zu ehrlicher Arbeit.“

„Und wer ist Toby Stokes, der die kleine Mary um den ihren begaunert hat?“

Keiner kannte ihn. Sie wollten nachforschen.

„Ich glaube nicht, daß er es gewagt hätte, wenn er hätte ahnen können, daß Miß Sinclair den Claim belegt“, versetzte Norton. „Er wird wohl schon jetzt merken, daß er damit in ein Hornissestich gestochen hat.“

Escher zuckte die Achseln.

„Hören Sie, was ich zu tun beabsichtige. Die Polizei ist korrupt und die übrige Beamtenschaft, wenn das möglich ist, noch mehr. Auf gesetzlichem Wege werden wir also für lange Zeit nicht zu geordneten Verhältnissen am Klondike kommen. Seit Juli hat die Regierung in Ottawa das Land hier in Verwaltung genommen und uns William Ogilvie als ersten Kommissar gesandt. Er ist nicht besser als E. C. Senkler, der Gold-Kommissar. Ob sie selber Gauner sind und einen Teil ihres Raubes an ihre Parteibonzen nach Ottawa senden, die ihnen dort den Rücken decken, oder ob sie den ehrlichen Willen haben, hier Ordnung in die Dinge zu bringen, aber nicht durchdringen können, will ich nicht entscheiden. Das Ergebnis ist dasselbe. Es ist Korruption an allen Ecken und Enden. Das wollen wir uns nicht länger gefallen lassen. Auf Freigabe meines Claims zu klagen, wäre Torheit. Die großen Interessen, die hinter dem Betrug stehen, würden den Prozeß in alle Ewigkeit verschleppen und mich mit ihrem Gelde an die Wand drücken. Die Sache muß anders gemacht werden, auf eine Weise, die nicht von vornherein aussichtslos ist. Ich habe die Absicht, im Ophrethaus eine große Versammlung einzuberufen und eine Miner-Vereinigung zu gründen. Die wird die Verwaltung hier überwachen und jedem Beamten oder anderen Schuft wissen lassen, daß er bei der nächsten Gaunerei gehängt wird. Wenn das erst einem halben Duzend, gleichviel ob hoch oder niedrig, passiert ist, so werden sie anfangen zu merken, daß der Klondike-Distrikt kein gesunder Boden für Räuber und Banditen ist.“

„Haben Sie auch bedacht, daß es eine verflucht kitzliche Sache ist, die Sie da vorhabe?“ gab Norton ihm zu bedenken. „Sie werden sofort die ganze Gaunersippe und ihren Anhang, der nicht klein ist, gegen sich haben. Ihre Geschäfte

sind zu einträglich, als daß sie sich von Ihnen oder irgendjemand sonst so mir nichts dir nichts stören lassen werden. Sie haben so viele Helfershelfer, die sich zu allem gebrauchen lassen, daß Ihr Leben keine Stunde mehr sicher sein wird. Und es gibt viele, die nicht gerade zu ihrer Sippe gehören und auch sonst ganz reputierliche Leute sind, die fürchten, die Geschäfte könnten darunter leiden, wenn Dawson moralisch wird.“

„Ich weiß“, entgegnete Escher, „und ich habe auch nicht die geringste Neigung zu der Rolle eines fanatischen Reformers. Wir werden den Leuten also gleich von vornherein sagen müssen, daß wir gar nicht daran denken, Dawson zu einer Quäkerstadt machen zu wollen. Trotzdem bin ich mir klar darüber, daß ich in ein Wespennest greife und habe mich auf einige Stacheln in meiner Haut schon gefaßt gemacht.“

„All right! Auf mich können Sie dabei zählen.“

Auch die andern nahmen den Plan mit Eifer auf. Bis nach Mitternacht saßen sie noch beisammen, um über Einzelheiten seiner Ausführung zu beraten.

Als sie gegangen waren, bis auf Schmidt, der indessen nach kurzer Zeit sein Lager aufsuchte, setzte sich Escher noch hin, um einen Bericht an den „San Francisco Examiner“ über die Zustände in Dawson aufzusetzen. Er war zu aufgeregter, um sich trotz der Strapazen der letzten Wochen müde zu fühlen, und eine Tasse Tee und eine Pfeife Tabak brachten ihn ganz in die Stimmung, wie er sie sich für seine Arbeit wünschte.

Als er sie beendet hatte, hüllte er sich in seine Schafpelzjacke, stülpte seine Belzmütze über die Ohren, denn draußen fegte der Wind Massen von Eisstaub durch die Straßen, und verließ das Haus, um den Bericht ohne Verzug nach der Kabeloffice zu tragen. Schmidt im Schlafe zu stören, brauchte er nicht zu fürchten, denn der wurde nicht einmal munter, als jetzt der dritte Mietgenosse, der Landagent, heimkehrte und sich keineswegs geräuschlos verhielt.

Escher hatte seinem Bericht das Wort „Syndicate!“ angefügt. Das war eine Weisung an seine Zeitung, den Artikel auch an andere Zeitungen zum Abdruck zu verkaufen. Es war nicht so sehr der Wunsch nach einer höheren Einnahme, der ihn dazu bestimmte, obwohl er diese auch dringend nötig hatte, als vielmehr die Erwägung, die Sache in der ganzen amerikanischen und kanadischen Presse zu einer Sensation zu machen. Damit wurde der an der Regierung befindlichen politischen Partei in Ottawa die Möglichkeit genommen, die verbrecherischen Beamten in Dawson noch weiter zu decken. Den Kabelpermit des „Examiners“, der ihn ermächtigte, Kabel an seine Zeitung ohne Vorauszahlung zu senden, hatte er noch im Besitz und so konnte er das Geschäft mit dem schläfrigen Clerk in der Kabeloffice glatt erledigen.

Als er am andern Morgen nach einer etwas zu kurz geratenen Nachtruhe beim Frühstück saß, fiel sein Blick auf eine Kiste in einer Ecke des einzigen Raumes, über den das Haus verfügte, wenn man einen kleinen als Küche dienenden Ausbau nicht als solchen rechnen will. Sie war auf die hohe Kante gestellt und diente als Ersatz für einen Tisch. An sich hätte sie nichts Bemerkenswertes geboten, es lag aber eine Zeitung darauf, die sofort sein Interesse weckte. Schon aus der Entfernung erkannte er sie an ihrer Aufmachung als die „Yukon Midnight Sun“, das Blatt, an dem auch der ihm so freundlich gesinnte Millionär Davy

Evans einen beträchtlichen Kapitalanteil besaß und für das Escher hin und wieder einen Artikel geliefert hatte.

Da er über die Entwicklung der Dinge in Dawson und dem Klondike-Distrikt seit drei Wochen nur wenig gehört hatte, so holte er es sich herbei und schlug es auseinander.

Die Nummer war schon zwei Tage alt und enthielt neben einer Menge Anzeigen von Ärzten, Rechtsanwälten, Landagenten, Claimkäufern und -verkäufern und Geschäftsleuten aller Art einen umfangreichen redaktionellen Teil, in dem über alles, was die Bewohner der Stadt und die ab- und zuströmenden Fremden nur irgendwie interessieren konnte, ausführlich Bericht erstattet war. Auch die Rubrik „Aus der Gesellschaft“, die in keiner amerikanischen Vokalzeitung fehlen darf, auch wenn die darin verzeichneten Ereignisse noch so bescheidener Natur sind, war mit großer Sachkenntnis bearbeitet.

An der Spitze dieser stand die Mitteilung, daß der ehrenwerte Regierungskommissar, Mr. William Ogilvie, der seit seiner Ernennung im Juli bereits so erfolgreich im Klondike-Distrikt gewirkt habe, demnächst Gelegenheit nehmen werde, mit den Bürgern der Stadt auch engere gesellschaftliche Fühlung zu nehmen. Er beabsichtigte, zu diesem Zwecke einen Empfangsabend zu veranstalten, zu dem die Einladungen bereits in der nächsten Woche ergehen würden. Dann kamen ein paar weniger aufregende Mitteilungen, wie z. B. daß Mrs. Larkin, die Gattin des so beliebten Besitzers des Sourdough-Restaurants, von einem Besuche bei Verwandten in Circle City zurückgekehrt sei und Mrs. Newburn im Frühjahr ihren Bruder erwarte. Sie verfehlten, die Aufmerksamkeit Eschers in irgendwelchem Grade zu fesseln.

Darunter kam aber eine Notiz, die wie ein elektrischer Strom auf ihn einsprang:

„Miß Eileen Malony“, so las er, „die uns mit dem letzten diesjährigen Dampfer nach dem Süden zu unser aller großem Bedauern in Begleitung ihres Vormundes, Davy Evans und seiner jungen Frau verlassen hatte, ist unerwartet nach Dawson zurückgekehrt. Unterwegs erreichte sie die Nachricht, daß eine lange vermißte nahe Verwandte von ihr in Dawson lebe. Sie änderte daraufhin sofort ihre Reisepläne und verließ den Dampfer, noch ehe er St. Michaels erreicht hatte, um das vermutlich letzte stromaufwärtsführende Boot zwecks Rückkehr nach Dawson zu benutzen. Mr. Davy Evans und seine junge Frau haben ihre Reise fortgesetzt. Miß Malony wird während ihres Aufenthalts in Dawson, der sich nun natürlich über den ganzen Winter ausdehnen wird, gerengelehtener Gast im Hause des Editors dieses Blattes sein.“

Escher war das Blut ins Gesicht geschossen.

Eileen hier! Eileen, von der er sich bereits durch einen halben Kontinent getrennt geglaubt hatte. Hier! Schon seit zwei oder drei Tagen.

Er konnte ein lautes, freudiges „Fein!“ nicht unterdrücken. Es kam wie aus einem Schalltrichter heraus, so daß Schmidt darüber von seinem Lager emporfuhr und die verwunderte Frage an ihn richtete:

„Wo brennt's denn?“

„Hier. Irgendwo hier drin. Aber das verstehen Sie nicht. Das versteht nur immer derjenige, den's angeht. — Wissen Sie, daß Miß Malony wieder hier ist?“

„Ich hab's gelesen. Hatte mir auch vorgenommen, es Ihnen zu sagen, aber ganz darauf vergessen. Well, was werden Sie tun? Ihr einen Besuch machen natürlich.“

„Einen? Hundert. Aber erst muß ich mir über einiges klar werden. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ihre Mutter hier aufgetaucht ist?“

„So respektlos sprechen Sie von Ihrer zukünftigen Schwiegermutter?“

„Die Frau verdient keinen Respekt. Eileen hat sie stets für tot gehalten und nun kommt sie unerwartet hier zum Vorschein, und zwar unter Verhältnissen, die Eileen als

geradezu niederschmetternd empfinden wird. Ich vermute nämlich, daß sie mit dem Kraftmenschen, der damals, als wir zuletzt im Pavillon waren, an dem Nebentische saß, in wilder Ehe lebt. Es war die hagere Frau, die neben ihm saß, Sie werden sich erinnern. Die Frage ist jetzt nur, wie hat Eileen davon erfahren — und weiß sie alles?“

Eine halbe Stunde später klingelte er an der Tür des kleinen, villenartigen Hauses, das Mr. King, der Editor der „Dufon Midnight Sun“ mit seiner jungen Frau bewohnte, und in dem Escher schon früher einmal zu Gast gewesen war.

Mrs. King öffnete selbst.

„Oh, Mister Escher!“ rief sie gedehnt und offenbar keineswegs freudig überrascht über seinen Besuch.

„Ich habe eben erst erfahren, daß Miß Malony zurückgekehrt und bei Ihnen zu Gast ist“, sagte er stockend vor Erregung.

„Sie wünschen Sie zu sprechen?“

„Aber ja, natürlich“, antwortete er, sonderbar berührt von dem eigenartigen Ton ihrer Frage.

„Well, ich werde fragen, ob sie zu sprechen ist. Treten Sie in den Parlor, bitte.“

Sie ließ Escher in ein Zimmer eintreten, das durch eine Veranda, die sich vor dem Fenster hinzog nur ein gedämpftes Licht von außen empfing. Es war einfach ausgestattet, enthielt auch nur die nötigsten Möbelstücke, aber überall war die verschönernde, alles mit geringen Mitteln behaglich gestaltende weibliche Hand zu erkennen. Nachdem er so lange die Annehmlichkeiten eines geschmackvoll ausgestatteten Heims hatte entbehren müssen, überkam ihn hier ein Gefühl, als ob sich die ein kaum wahrnehmbares, aber doch feltam einschmeichelndes Parfüm verratende Luft in diesem Hause wohliger wie weiche Decken um seine Sinne legte.

Aber noch eine andere Wahrnehmung glaubte er zu machen. Es war ihm, als sei bei seinem Eintritt jemand in diesem Zimmer gewesen, aber durch eine Tür in der gegenüberliegenden Wand verschwunden, bevor er sich darüber ganz klar werden konnte.

Sedenfalls hatte Mrs. King das Zimmer durch diese Tür verlassen, und er hörte draußen ein Flüstern, das eine geraume Zeit währte.

Dann endlich öffnete sich die Tür dort wieder und eine Frauengestalt in einem dunkelblauen, die schöngerundeten Formen ihres biegsamen Körpers in losen Falten umschließenden, sie aber doch mehr verratenden als verhüllenden Morgenkleide trat ein.

Er warf einen Blick auf sie, in ihr Gesicht —

Es war daselbe liebe, von einer Fülle blonder Locken mit dem wunderbaren Hauch von Rot darin umrahmte Gesicht Eileens. Die Augen hatten aber den vertrauten Blick, der in seiner Erinnerung lebte, verloren und blickten unruhig, als sei ihr etwas Gewohntes, das ihr bisher seelische Stütze und ein Maßstab für das Leben gewesen war, verloren gegangen. In ihren Zügen lag ein ihm ganz fremder Ernst, etwas wie Kälte sogar, und sie waren bleich.

Wie sehr mußte die Nachricht von dem Auftauchen ihrer Mutter und den Verhältnissen, in denen sie lebte, sie getroffen haben.

„Eileen!“ rief Escher, indem er auf sie zueilte und ihr beide Hände entgegenstreckte.

Sie war ein paar Schritte in das Zimmer getreten, wich aber, die Hände auf dem Rücken, vor ihm zurück.

„Einen Augenblick, Mister Escher“, sagte sie förmlich und mit klangloser Stimme, in der aber doch verhaltene Aufregung leise zitterte. „Wollen Sie zuerst diesen Brief lesen und mir dann sagen, ob er die Wahrheit enthält?“

Sie brachte eine Hand hinter dem Rücken hervor und überreichte ihm einen Brief.

Verdukt nahm er ihn und las:

„Dear Mik Malony!

Wenn Sie etwa glauben, daß Ihnen Mr. Escher, von dem man sagt, daß er Ihr Liebhaber ist, die Treue gehalten hat, so kennen Sie die Männer schlecht — und ihn besonders. Kaum waren Sie abgereist, so saß er auch schon im Pavillon-Theater. Aber nicht allein, sondern mit einer unserer Sängertinnen, der kleinen May, die immer so unschuldig tut. Sie tranken bis gegen Mitternacht Champagner. Am nächsten Tage zogen sie dann zusammen in die Johnson-Mountains, um dort Claims zu belegen und heute abend erst sind sie zusammen zurückgekehrt.

Well, ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken, aber ich wollte Ihnen wenigstens Kenntniss davon geben.

Edith Fuller, Pavillon-Theater.“

(Fortsetzung folgt.)

Der fasche Jakob von Abessinien.

Wie dies bis auf den heutigen Tag auch andernorts nicht selten vorkommt, so hieß sich auch in Abessinien einmal einer für den wahren Jakob. Als solcher fühlte er sich berufen, den Thron des Oberkönigs (Regus) zu besteigen. Es war dies zur Zeit des im Jahr 1609 gekrönten Königs Susneus. Nach einer alten Chronik (Hiob Ludolffs Schaubühne der Welt-Geschichte, verlegt von Johann David Zunnern, Buchhändler in Frankfurt am Main im Jahr Christi MDCIC) scheint der Thron des Regus Regesti damals tatsächlich ein beneidenswerteres Besitztum gewesen zu sein, als dies trotz den Völkerbündnisgarantien gegenwärtig der Fall ist.

„In Habessinien — so steht in besagter Chronik zu lesen — war König Susneus des falschen Jacobi wegen in die Landschaft Tigre gezogen, in welcher die alte Hauptstadt Axuma gelegen, von welcher die Habessiner vor Alters den Namen Axumiten von den Griechen bekommen, mit welchem sie auch in den alten Kirchen-Historien benamset werden. Es war die Residenz der alten Habessinischen Könige, allwo sie auch gekrönt worden. Diese Solennität verlangte Susneus, weil er eben in diese Gegend kommen war. Die Krönung wurde mit sonderbarer Pracht den 23. Martii angeordnet.



Der „falsche Jakob von Abessinien“ haut den seidenen Strang entzwei.

Eine seltsame und fast lächerliche Ceremonie ist dabei gebräuchlich: Die Jungfrauen des Orts, die sich von Sion nennen, traten mit einem seidenen Strang in den Weg, gleich als ob sie den König nicht durchlassen wollten. Der König und seine ganze Reiterei stiegen von den Rossen ab, und gingen zu Fuß. Wie er an den Strang kam und durchgelassen sein wollte, fragten ihn die Jungfrauen ein und andermal: Wer er wäre? Er antwortete beidemal: Er sei der König von Israel. Ja, sagten sie, so seid ihr dann nicht unser König. Auf ferneres Anhalten, und wie er zum drittenmal gefragt wird, wer er sei? Antwortet er: Ich bin der König von Sion, ziehet zugleich seinen Säbel aus, und hauet den seidenen Strang entzwei.

Da rufen die Jungfrauen überlaut: Ihr seid wahrhaftig unser König von Sion, damit entstehet ein Jubilieren und Geschrei von Vivat, vivat, mit mancherlei glücklichen Zurufen.

Die Büchsen, so viel die Habessinier deren hatten, wurden gelöst (sie hatten ihrer aber dazumal gar wenig), Trompeten und Pauden, Schalmeien und Pfeifen ließen sie dapffer hören, daß es weit und breit in die Berge erschallte.

Da präsentierte sich vor dem Könige der Primas Regni oder Metropolit Simon, (sonst Abbuna [unser Vater] tituliret) mit seinen Geistlichen, Pfaffen und Mönchen, die gingen mit Psalmen und geistlichen Liedern vor ihm hin bis zu der Kirche, in deren Vorplatz die Krönung mit den gewöhnlichen Ceremonien des Landes vollbracht wurde. Worauf der König innerhalb der Kirche dem Ambt der Liturgi beiwohnte, und nach empfangener Communication sich zu Pferde, die Krone auf dem Haupt haltend, wieder nach dem Lager begeben. Von einem Zepter wissen sie nichts, vielweniger von einem Reichsapfel; so ist auch die Krone mehr einem mit Gold, Silber und Edlensteinen gezierten Hut, als einer Krone zu vergleichen.

Nach diesem war dem Könige nichts mehr angelegen als wie er den falschen Jakob in seine Hände bringen möchte, der hatte sich aber weit ins Gebürge verflochten, und konnte daselbst, ungeachtet alles Fleißes nicht aufgemacht werden. Denn er hatte all sein Volk von sich gelassen und nur vier Diener und etliche Geißen bei sich behalten, mit deren Milch er sich und seine Gefährten zu ernähren gedachte. Weil nun der Winter vor der Thür (zu wissen, daß der Winter in Habessinien im Mittel des Juni anfängt, und drei Monat lang währet, aber anders nicht als mit grausamen Regen- und Wassergüssen, davon sich der Nilus in Aegypten mitten im Sommer aufschwellt und ergießet), so begab sich der König mit seinem Kriegs-Heer wieder zurück in die Landschaft Dembea, und überließ dem Unter-Könige in Tigre die Sorge, den erdichteten König aus seinen Schlupflöchern zu loden, und in seine Gewalt zu bekommen. Letzterer hatte unterdessen etwa sechshundert Mann wieder an sich gezogen und sich damit in das Gebürge Bora begeben. Daselbst wohnten zween vornehme von Adel, die des gebliebenen Königs Jacobi Bluts-Freunde von seiten seiner Mutter waren, und dem Betrieger anfangs geglaubet, auch Beistand versprochen hatten.

Als sie ihn aber zu sehen bekommen, und den Betrug merkten, haben sie die wohlbekannten Berge und Pässe alle besetzt, eine Partei nach der andern geschlagen, und endlich den falschen Jakob, wie er eben durch einen großen